

ERNST WEISS

DIE VATERLOSEN
ODER DER
GEFÄNGNISARZT

Inhaltsverzeichnis

Die Vaterlosen oder Der Gefängnisarzt

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

X.

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

XVI.

XVII.

XVIII.

XIX.

XX.

XXI.

XXII.

XXIII.

XXIV.

XXV.

[XXVI.](#)

[XXVII.](#)

[XXVIII.](#)

[XXIX.](#)

[XXX.](#)

[XXXI.](#)

[XXXII.](#)

[XXXIII.](#)

[XXXIV.](#)

[XXXV.](#)

[XXXVI.](#)

[XXXVII.](#)

[XXXVIII.](#)

[XXXIX.](#)

[XL.](#)

[XLI.](#)

[XLII.](#)

[XLIII.](#)

[XLIV.](#)

[XLV.](#)

[XLVI.](#)

[XLVII.](#)

[XLVIII.](#)

[XLIX.](#)

[Impressum](#)

Die Vaterlosen oder Der Gefängnisarzt

I.

Im Herbst des Jahres 1923 wurde in einer vornehmen Villengegend von B., einer großen Stadt im deutschen Osten, ein Raubmord an einem alten Kriegsindustriellen und Grundstücksmakler, Jakob Zollikofer, genannt »Rosenfinger«, verübt, wobei dem Täter oder den Tätern große Geldbeträge in fremder Währung, aber auch einige tausend Mark in der neuen Rentenmark, zahlreiche teils deutsche, teils ausländische Wertpapiere und besonders viele kostbare Schmucksachen in die Hände gefallen sein mussten. Auch ein rosafarbener Brillant, in einem Platinring gefasst, sowie eine mittlere Perle in einer Schlipsnadel fanden sich nicht vor. Sie hatten zum persönlichen Gebrauch des Ermordeten gedient, während er die anderen Pretiosen als »Sachwerte« in den Inflationsjahren gesammelt hatte. Außerdem fehlten noch einige Kleinigkeiten, z.B. ein mit Schweizer Spitzen besetztes »Kavaliertaschentuch«, das der sehr gepflegte alte Mann, der als Schönheitsfreund in jeder Form bekannt war, stets in seiner linken vorderen Jackettasche getragen haben soll.

Der erste Verdacht, der dann am eifrigsten weiterverfolgt wurde, fiel auf einen gewissen Rudolf D., einen jungen, sehr schönen Mann aus bestem Hause, und zwar wurde der Verdacht durch einen der vielen »Vertrauten« der Polizei, Manfred v. G., und einen Beamten im Innendienst, namens Steffie, ausgesprochen, die den alten Herrn seit den Kriegsjahren gut gekannt hatten – aber unter vier Augen und ohne dass man sich an die Formalitäten eines Protokolles hielt. Manfred v. G. galt, ebenso wie Steffie, als ganz zuverlässig. Er betrieb zwar einen Spielklub, er soll sich aber

weder dort noch sonst jemals etwas Unkorrektes zuschulden haben kommen lassen.

Der Makler, vormals ein in kleinbürgerlichen Kreisen geachteter und persönlich nicht unbeliebter Mann, war erst im Kriege sehr reich geworden. Ohne ein selbständiges Fabrikunternehmen zu eröffnen, hatte er Kriegsmaterialaufträge zu erhalten gewusst und hatte sich dann an verschiedenen älteren Unternehmungen mit großem Nutzen beteiligt. Er im Voraus, was man brauchte, und er hatte die Dauer des Krieges annähernd richtig eingeschätzt. In den letzten Jahren hatte er an seinen Anteilen an den Unternehmungen nicht unter allen Umständen festgehalten, er hatte vielmehr dem Ausland sein Interesse zugewandt, und zuletzt hatte er nur »Gold für Gold« arbeiten lassen.

Er rühmte sich, weder Kriegsanleihe gezeichnet, noch nachher einen nennenswerten Teil seiner Steuern gezahlt zu haben. »Wofür? Was gibt mir dieser sogenannte Staat? Für die vielen unnützen Beamten arbeiten? Nein! Rette sich, wer kann. Ich kann.«

Tagsüber arbeitete er sehr intensiv, er hatte die meisten interurbanen Gespräche in der Stadt. Seine Arbeitslust hatte sich nach dem Tode seiner Frau, mit der er »nett, anständig, zimmerrein«, ohne große Liebe zusammengelebt hatte, »ich begreife es heute selbst nicht mehr, – aber es war eine andere Zeit!« – nur noch gesteigert. Oft sprach er von seiner Jugend in einem kleinen Schwarzwaldort, wo sein Großvater und sein Vater Lehrer gewesen waren. Aber er dachte nie daran, dorthin zurückzukehren. Abends umgab er sich jetzt mit »interessanten Menschen«, wie er es nannte. Unter diesen machten ihm besonders ein paar junge Leute »reine Freude«, hübsche, gut gewachsene Jungens, so um die zwanzig herum, aber er mochte auch ältere Männer gern um sich

sehen in seinem prachtvollen Hause, selbst dann, wenn sie vom Leben schon etwas mitgenommen waren.

Unter den Jüngeren hatte er besonders Rudolf D., der als siebzehnjähriger Junge im November 1918 einmal zu einer seiner Gesellschaften, der ersten nach dem Tode seiner Frau, gekommen war, in sein Herz geschlossen. Rudolf war für ihn »das Bild eines Menschen«. Vergebens hatte der Bruder Rudolfs, der um ein paar Jahre ältere Konrad, dagegen angekämpft. Der ältere Bruder fühlte sich verantwortlich für den jüngeren. Der Vater der zwei jungen Leute war gefallen.

Der alternde Mann hatte den jungen Menschen verwöhnt, hatte ihm seine Kälte verziehen, ja, er liebte ihn wegen dieser Kälte nur um so mehr. Ihm vertraute er. So hatte er ihn zu seinem, Zollikofers persönlichen Schutz durch den sportkundigen Steffie im Jiu-Jitsu und im Schießen ausbilden lassen.

Auf Rudolf D. fiel also der erste Verdacht, obwohl er nicht mehr und nicht weniger verdächtig war als eine Menge anderer »interessanter« Menschen, die in Zollikofers großer Villa ein und aus gegangen waren. Andererseits hieß es, Rudolf habe bereits einige Tage vor der Tat, deren man ihn beschuldigte, nach einem Streit mit seinem älteren Bruder die Stadt verlassen.

Möglicherweise war er, wie schon oft, seinem eigenartigen Wandertrieb gefolgt, von dem er in den letzten Jahren nur scheinbar geheilt gewesen war.

Der ältere Bruder setzte sich mit aller Liebe auch jetzt für den jüngeren ein. Aber warum meldete sich Rudolf nicht? Wusste er nichts von dem gewaltsamen Tode seines alten Freundes? Wäre er in B. anwesend gewesen, hätte er die nur im geheimen, unter vier Augen abgegebenen

Aussagen des Spielbankbesitzers leicht Lügen gestraft. Vielleicht auch nicht.

Nach den einander nicht widersprechenden Aussagen von Manfred und Steffie konnte man sich vorstellen, dass Rudolf, ein hemmungsloser, in den letzten Jahren den Rauschgiften völlig verfallener Mensch, ein arbeitsscheues Subjekt, das niemals durch bürgerliche Arbeit einen Pfennig verdient hatte, einer solchen Tat in seiner Sucht nach dem kostspieligen und immer kostspieliger werdenden und in immer größeren Mengen benötigten Kokain ganz gut fähig wäre. So stellte es Manfred dar, diskret die Hand vor den dünnen Lippen haltend, und der »Kamerad« Steffie, nicht so leicht Worte findend, hatte die Achseln gezuckt, die Krawatte zurechtgerückt, den Blick nicht von Manfred gelassen und hatte nicht widersprochen. So wurden manche in dem Verdacht gegen den Abwesenden bestärkt, andere aber hielten eine solche Tat gerade bei Rudolf für außerhalb jeder Möglichkeit.

II.

Der kinderlose, etwa achtundsechzigjährige Makler und Kriegsgewinnler und Inflationsspekulant war erst in den letzten Monaten vor seinem gewaltsamen Tode richtig gealtert. Bis dahin hatte er ein für seine Jahre ungewöhnlich junges Aussehen gehabt und sich auch über seine Jahre hinaus jung, »unverbraucht« gefühlt.

In den Kreisen, in denen er in Vorkriegszeiten mit seiner bescheidenen, dicklichen Frau verkehrt hatte, fühlte er sich jetzt schon lange nicht mehr wohl, die alten Bekannten staunten den neuen Luxus an, sie machten große Neidaugen, fragten nach dem Geheimnis des Erfolges, gingen dann, und der alte Makler rief sie nicht zurück, nahm ihre kümmerlichen Einladungen nie an. Die richtigen »großen« Kreise, die alten Vorkriegsindustriellen, verkehrten mit ihm nur geschäftlich, das heißt telefonisch. Im übrigen hielten sie sich zurück, ohne beleidigende Schärfe. Sie entschuldigten sich und kamen nie.

Sein Haus hatte der alte Mann nach seinem Begriff von wahrer Schönheit eingerichtet. Junge, schöne, blühende Gestalten bei sich zu sehen war ihm eine Herzensfreude, allen sportlichen Betätigungen war er zugetan. Im Sommer ließ er in seinem Gartenplatz Tennis spielen, im Winter in seinem großen Turnsaal Jiu-Jitsu- und andere Kämpfe abhalten und sah still, eine gute Zigarre erloschen im Munde, aus einer Ecke zu. Auch junge Mädchen sollen ab und zu bei ihm ein und aus gegangen sein. Er liebte sie, liebte sie nicht; er mochte sie alle, nie einen einzigen, eine einzige. Den jungen Rudolf ausgenommen.

Noch kurz vor seinem Tode (Halsschuss vor dem prachtvollen eichengeschnitzten Renaissancetisch in der übrigens außerordentlich vernachlässigten Wohnung) hatte er den Besuch des jungen Arztes Dr. Konrad D., Rudolfs Bruder, empfangen. Damals schien es seine größte Sorge (von Rudolf abgesehen) gewesen zu sein, den äußeren Anschein der Greisenhaftigkeit zu meiden. So hatte er sich das sehr spärlich gewordene Haupthaar dunkelbraun färben lassen, hatte sich »taktvoll diskret« geschminkt, hatte die buschigen, bärbeißigen Augenbrauen zum Teil ausrasiert und ihre Linie mit einem schwarzen Fettstift ästhetisch verbessert, und vor allem hatte er seine Fingernägel und auch sonst die Hände mit allem Raffinement schön und jugendlich zu erhalten versucht. Daher sein Spitzname Rosenfinger, den er im Munde seiner spottlustigen, sogenannten Freunde erhalten hatte und von dem er wusste. »Schmeckt euch doch ganz gut von meinen Rosenfingern«, sagte er lächelnd, wenn er sie bei sich mit seinen Fress- und Saufgelagen bewirtete.

Und doch musste er das Groteske an seiner unnatürlichen Erscheinung zum Schlusse selbst eingesehen und er musste sich selbst, den ewig jungen Rosenfinger, zynisch-trostlos in seiner unabwendbaren Greisenhaftigkeit belächelt haben. Ein gewisser Humor, vielleicht auch eine gewisse Haltung, waren ihm nicht abzusprechen gewesen. Er konnte lieben. Eine Art Weisheit war ihm nicht fremd gewesen. »Die Zeit macht viele zum Narren«, hatte er einmal zu Chiffon gesagt, »mich nicht. Mich macht sie lachen. Lache ich aber nicht, so sehe ich mir die Zeitung an, oder da guck' ich in den Spiegel rein, und sieh mal, gleich lache ich!« Er wusste also, was er tat, vielleicht ahnte er auch, was ihm bevorstand. Nicht vor dem Tode, sondern nur vor dem Sterben oder, besser gesagt, vor den letzten Augenblicken unmittelbar vor dem Tode hatte er immer eine »blödsinnige« Angst gehabt. »Was gäb ich drum, könnt' ich aufwachen und wär' tot wie ein Klotz! Könnt ihr mir nicht helfen, Kinder?«

Er hatte nur entfernte Verwandte, angeheiratete Cousinen, die in sehr dürftigen Verhältnissen in kleinen Ortschaften zwischen Freiburg im Breisgau und Basel lebten. Sie hätten in den letzten Jahren gern seine Entmündigung betrieben. Aber dazu war sein Verhalten eben doch noch zu »geordnet« gewesen.

Es war die Zeit der zu Ende gehenden Inflation, und die furchtbar haltlosen Zustände begannen sich allmählich zu festigen.

Die polizeiliche Untersuchung des Mordfalles Jakob Zollikofer, genannt Rosenfinger, die nach dem ersten Anlauf etwas kraftlos weitergeführt wurde, schief über einigen ergebnislosen Nachforschungen ein. Von Rudolf D. war noch keine Spur zu entdecken gewesen. Aber auch die Verdachtsmomente gegen ihn hatten sich nicht weiter verstärkt.

Man hatte dem ermordeten Makler einen unseligen Einfluss auf junge Menschen nachgesagt. Nach seinem plötzlichen Tode war er bald vergessen.

Niemand hat ernsthaft um ihn getrauert.

III.

Der Polizeispitzel Manfred von G., genannt Chiffon, hatte sein Unternehmen in einem anständigen Wohn- und Geschäftsviertel, das man die »Schwedengänge« nannte. Der Klub, der in den Parterreräumen eines kleinen villenartigen zweistöckigen Hauses, mitten in einem Block größerer Mietshäuser, eingerichtet war, hieß »Hera«.

Der Spielbankbesitzer war ein verhältnismäßig junger Mensch, 1923 kaum dreißig Jahre alt, aber schon etwas verbraucht. Von Natur aschenartige, trockene, nur durch viel Pomade fest anliegende Haare über einer runzligen, aber nicht ganz niedrigen Stirn, tiefe Falten um den verkniffenen Mund, trippelnder Gang, schüchterne, anmutige Gebärden, sehr sichere, aufrechte Haltung und gute Muskeln trotz seiner Magerkeit, tiefliegende, kluge Augen von undefinierbarer Farbe, eine leise, gewählte, ab und zu etwas stotternde Sprache. Er hatte immer zu tun, und doch schien er immer in Schwierigkeiten zu sein, zu deren Behebung er aber niemanden aufforderte. Es blieb immer bei den Worten, bei denen er lächelte, bestrebt, seinen Mund mit den langen, hässlichen Zähnen nicht zu öffnen, zwischen seinen dünnen Lippen hing fast stets eine Zigarette, er stöhnte immer über »Druck«, kam aus den Verpflichtungen angeblich nie heraus. Wenn man seinen Lamentationen glaubte, lebte er darabend und mutterseelenallein im Hinterzimmer und in der Küche der zu einem Spielklub hergerichteten Privatwohnung und verließ sie kaum. Es war nicht an dem, dass er immer höchstpersönlich Nacht für Nacht bei Trente-Quarante, Ecarté und Roulette die Bank hielt – dazu gab er sich nicht her, dazu hatte er seine Leute. Aber wie sollte er sich eine Erholung gönnen

und sein Unternehmen verlassen, wenn es immer Differenzen zwischen den »Kindern«, damit meinte er die Spieler, den »Zockern« zu schlichten gab? – Erst seit einem »Unfall«, über den er viele, aber sich stets widersprechende Angaben machte, hatte er zu stottern begonnen.

Mit Unrecht, ganz mit U-U-Unrecht, so jammerte er nun in abgehackten Ausbrüchen, beklagten sich seine Kinder über unfaire Methoden in den Schwedengängen – er zeigte mit seinem tabakgebräunten knochigen Zeigefinger auf die Gäste hin, jung und alt, ärmlich gekleidete Burschen neben sehr gepflegten Erscheinungen, wie sie sich alle im Lichte der strahlenden Lampen um die grünen Spieltische Kopf an Kopf drängten –, denn (jetzt lachte er, und seine Falten im Gesicht vermehrten sich) kamen nicht alle seine guten Kinder mit tausend Freuden wieder? Das war doch der klarste Beweis für seine Reellität. Und nie hätte die Polizei etwas zu beanstanden gefunden.

Manfred von G. war immer freundlich, immer süß, bescheiden und höflich, immer Gentleman. Er ließ den Kindern für wenige Pfennige ausgezeichnete Mahlzeiten zukommen. Man bekam warme »Gedecke« bei Tag und bei Nacht, ohne Spielverpflichtung, wie er grinsend und seine hässlichen, überlangen gelben Zähne zeigend meinte, bei ihm würde immer Feuer für die Kleinen im Ofenherd gemacht, auch spät nachts, wenn die Restaurants in der Stadt schon lange geschlossen waren. Auf Spieler, die mit großen Einsätzen operieren wollten, legte er keinen Wert. Die Umsätze hielten sich in gewissen, nicht übertriebenen Grenzen. An fetten Fischen verdirbt man sich den Ma-a-gen, pflegte er zu sagen. Oft kam ein Familienvater vorbei, vielleicht bei Gelegenheit eines harmlosen Bummels, einer Bierreise oder von dem Bahnhof her, wo er mit dem Nachtzug angelangt war, und las die hinter Glas und Rahmen am Hauseingang des vornehmen stillen Grundstücks befestigte, gut beleuchtete, saubere Speisekarte mit den nur zu preiswerten

Abendgedecken. Trat ein Gast ein und hatte er in einem gemütlichen kleinen Vorraum, dem »Speisezimmer«, in welches der diskrete Trubel des gutgehenden Spielklubs nur undeutlich hineindrang, seine Mahlzeit, z.B. einen delikaten Gänsebraten mit Rotkohl für 5 Mark bis, im Herbst 1923, 500 Milliarden Papiermark und dann wieder für eine schlichte RM genossen, so blieb er, sich eine Zigarre anzündend, noch einen Augenblick hier, schon aus Höflichkeit, oder sei es nur, um dem auf jeden Fall aufregenden Spiel zuzusehen. Fast jedes Kind, das etwas Geld bei sich hatte, begann dann »späßeshalber« einen kleinen Betrag von einigen Mark bis zu ein paar Milliarden zu setzen, nachdem es »der Form wegen« irgendeinen Namen in das aufliegende Gästebuch eingetragen hatte. In der Inflationszeit waren die Männer oft froh, wenn sie die an Masse immer riesiger werdenden Geldbeträge noch am gleichen Tage umsetzen und womöglich in wertbeständiger Form fest anlegen konnten, da am nächsten Morgen der Kaufwert mit steigendem Dollar bereits halbiert sein konnte. Man hatte die Rocktaschen gebauscht voll von »Zeugs, das dem alten Geld ähnlich sah«, und spielte eben guten Gewissens »späßeshalber«, »machte den Quatsch mal mit«.

Und Devisen »schwarz« zu handeln war zwar verboten, aber es hieß, dass Manfred von G. auch solchen Geschäften mit Edelmetall, bar auf die Hand, nicht immer abgeneigt sei und dass er immer könne und stark sei, wenn er wolle, und dass er sich, wenigstens zeitweise, im Besitz von vielen Dollars, Schweizerfranken und Tschechenkronen befände. Man fragte nicht lange, woher sie kamen. Sollte doch auch nicht alle Welt wissen, wohin sie gingen. Die Zeit war aufregend, man berauschte sich an allem, auch an astronomischen Zahlen.

Der grauhaarige, leicht parfümierte Spielbankbesitzer drängte seine »Kinder« nie zum Spielen, er forderte nie zum Bleiben auf. Mit einer blütenweißen Schürze angetan, die schwelende Zigarette im Mundwinkel,

kümmerte er sich oft den ganzen Abend nur um die Küche. Weibliche Gäste, und waren sie noch so schön und liebenswürdig, sah er abends und nachts an seinen Spieltischen nicht sehr gern. Wenn man ihm glaubte, schien er außerhalb seines blühenden Unternehmens wenig persönlichen Verkehr zu haben, weder Freundschaft, noch Feindschaft, noch Liebe.

Aber dies alles traf nicht zu; es war ebenso wenig echt wie sein ewiges Stottern und seine erholungsbedürftigen Finanzen, seine drängenden Schulden. (Von seinen echten Leiden, seinem alten Magenleiden, seinem Feinde Rudolf, seiner Freundin Vera sprach er fast nie.) Wenn er aber einen zweifelnden Blick bemerkte, verstärkte er nur die Höflichkeit und das Stottern. Oft wurde dieses dann so stark, dass es eine Verständigung zwischen ihm und den anderen unmöglich machte und dass er sich auf das, wie sehr kluge! Schweigen beschränken konnte.

Wie wehe tat es ihm, dass das bittere Leben ihm nicht erlaubte, dass er mit allen guten Kindern in Frieden leben konnte! Weil er so zart und gebrechlich aussah, glaubte man ihm seine Friedensliebe, seine Aufrichtigkeit, sein neutrales Wesen, und so glaubte auch die Polizei ihm und seinem »Kameraden« Steffie ohne den geringsten Zweifel und deckte ihn seit Jahren stillschweigend, wo es not tat. Natürlich hatte er Feinde, aber doch nur wegen seiner Korrektheit? Er zahlte Steuern und ließ wohltätige Kollekten nie ohne milde Gaben vorbeigehen.

Wie hätte er sich an fremdem Eigentum, an fremdem Schmuck bereichern sollen? Er hatte ja genug. Wie hätte er, der Zartbesaitete, sich an einem fremden Menschenleben vergreifen sollen? Oder gar »Kamerad« Steffie, der immer seinen Dienst und mehr als das geleistet hatte? Es waren Männer von Ehre, und sie hatten es der Behörde oft und oft bewiesen.

Er, Manfred, arbeitete. Rudolf ging müßig. Er, Manfred, zog sich schüchtern im Handgemenge zurück und wagte nicht einmal alle die

erlaubten Griffe im Jiu-Jitsu, das er angeblich noch besser beherrschte als der zügellose Rudolf, der auch vor den unerlaubten Griffen nicht zurückschreckte.

Aus welchen Gründen hätte der feine Chiffon einen Mann wie Rudolf verleumden sollen? Ihm böse sein? Nein. Ihm die melkende Kuh, Rosenfinger, nicht gönnen, von der der große, gesunde, baumstarke Kerl Rudolf gutes Gold melkte, nein! Rudolf sollte nur ruhig mit seinem alten, schwachsinnigen, von Todesangst besessenen Rosenfinger glücklich sein und den alten Narren vor eingebildeten Feinden mit den 606 Griffen des Jiu-Jitsu und mit seinem kleinen schwarzen Revolverchen schützen!

Es hieß, dass irgendein unbekanntes Wesen den »ahnungslosen« Rudolf auf die Idee des Kokaingenusses gebracht hätte. Aber niemals hatte Rudolf selbst diesen Verdacht gegen Manfred ausgesprochen. Und Vera konnte soviel betteln, wie sie wollte, viel echtes Kokain bekam sie nicht mehr. Gewiss, er, Manfred, kannte gute Quellen, und zwar besonders preiswerte, für diese leckeren Sachen wie Heroin, Morphin, Kokain. Aber die armen Narren, die Giftnarren, diese Unterkinder, die nicht rechts von links unterscheiden konnten, warum sollten sie anderswo die Sachen dreimal so teuer bezahlen, als er sie ihnen an Hand geben konnte? Hätte nicht er »geliefert«, andere hätten es getan. Brot gab es in den Nachkriegsjahren nicht immer und Butter ebenso wenig und Arbeit wurde knapp, aber Kokain gab es immer. Bekam er, Manfred, ordentliches Geld, gab er anständiges Kokain. Er war reell. Klagen kamen nicht. »Kinder brauchen eben Rausch, Zucker ist Zucker!«

Wertbeständiges Geld, Edelvaluta, wurde im Herbst 1923 nach dem Erscheinen der sagenhaften Rentenmark nicht mehr in allen Cafés, Herrenklubs und Sportvereinen, an allen Straßenecken schwarz gehandelt. Man schwamm nicht mehr in den Milliarden, Pfunde und

Tschechenkronen gab es nur in den Banken, niemand wollte sie mehr. Und die Rentenmark mit den winzigen Ziffern war leider spärlich. Nicht alle Spieler hatten genug von den graublauen, komisch gezeichneten Scheinen. Wohl aber hatten sie aus den Inflationsjahren gehamsterte oder durch alle diese Jammerjahre hindurch sorgfältig aufbewahrte Sachwerte, Uhren, auch Glashütter noch mit den niedrigen Fabrikationszahlen, Ketten, alte schwere 20-Mark-Stücke, Schlipsnadeln mit schönen Steinen oder großen Perlen, auch lose Steine und Perlen, ungemünztes Edelmetall, Goldgebisse, Klumpen Silber, Stänglein Platin, dann auch Silberkästen mit vollständigem Inhalt. Dann aber auch weniger wertvolle Dinge, die bloß den »Kindern« so wertvoll und unersetzlich erschienen, Tortenheber aus Silber, vergoldet, aber keineswegs massiv, wie man immer angenommen hatte, Kaviarbestecke aus Perlmutter, Kinderohrringe und Patengeschenke.

Solche Gegenstände wurden ihm, da man ihn als reell, human und kapitalkräftig kannte, angeboten, damit er sie gegen Spielchips eintausche. Aber was sollte er mit dem Zeug? Er hatte kein Kind und wollte auch keines, wozu dann Kinderohrringe und Patengeschenke? Er hatte an seinen großen Kindern genug.

Er litt am Magen, er aß keinen Kaviar. Er brauchte keine neue Uhr, er trug noch die dicke, silberne, die er von seinem Mütterchen zur Einsegnung erhalten hatte. Aber wenn sich ein Kind es in den Kopf gesetzt hatte zu spielen, warum sollte man ihm nicht behilflich sein? Man konnte die Sachen in aller Form ihm als Pfand geben, schönes Geld in Empfang nehmen und das Bargeld ruhig nach Hause tragen, statt ein Spielchen zu riskieren. Sein Nutzen sei auf jeden Fall nur gering. Nur mit Überwindung, so meinte er mit gezwungenem Lächeln auf den dünnen Lippen, nähme er sich der Sachen an. Er riskiere, flüsterte er neben seiner erloschenen Zigarette hervor, dass er auf den Dingen sitzenbleibe, die vielleicht im Einkauf viel gekostet hätten. Aber beim Verkauf hätte er

schon oft mit Verlust abstoßen müssen. Das verstünden die Kinderlein nicht. Oft war es der letzte Wertgegenstand, den der Versorger einer verarmten Familie hier »angebracht« hatte, ihn sorgfältig aus den Seidenpapierhüllen lösend und die Stricke aufwickelnd, mit denen das Paket verschnürt gewesen war. Die Pfandscheine wurden dann in einem der zwei Hinterzimmer angesichts einer großen, von einer verkrachten Inflationsbank gekauften Eisenkasse modernster Art mit Buchstabenschloss ausgestellt, und die Eintragungen in ein großes, mit Messingrücken versehenes Pfandbuch in Folio waren unbedingt korrekt. Wie hätte man denn auch sonst die Sachen nach Jahr und Tag wiederfinden sollen? Auch hier kamen keine Unregelmäßigkeiten vor.

Und doch zweifelte man, ob der Spielbankbesitzer eine gültige Konzession einer Pfandleihe besäße. Die Polizei hatte als Lokalbehörde nicht das Recht, eine solche Erlaubnis zu erteilen. Offiziell war nichts davon bekannt, im Telefonbuche stand nichts davon (ebenso wenig von dem Klub »Hera«), und kein Schild an der Tür deutete darauf hin. Niemals wurde eine amtliche Kontrolle oder Bücherrevision vorgenommen.

Hatte der Schuldner die betreffende Summe plus zehn Prozent Zinsen pro Monat, exklusive Spesen und Eintragsgebühr und Stempelsteuer, – (und diese Zinsen, Spesen etc. für mindestens drei Monate wurden stets bei der ersten Zahlung einbehalten, das heißt, von der oft jämmerlich niedrigen Schätzungssumme abgezogen, auch dann, wenn man den Gegenstand noch am gleichen Tage wieder einlösen wollte) – mit aller Mühe aufgebracht, dann war es ein beliebter Trick des Besitzers vom »Hera«, sein Geld vorerst nicht in Empfang zu nehmen. Er entschuldigte sich mit unsauberen Händen, oder er konnte im Augenblick nicht aus seiner Küche fortbleiben, wo er leckere Süßspeisen zubereitete oder seine berühmten Gänseküchen nach Hamburger Art briet. Er bat den Spieler, einen Augenblick zu warten. Welcher Spieler kann aber warten? Der

Spielklubbesitzer ersuchte den Mann um ein Sekündchen Geduld und lächelte mit geschlossenen Lippen.

Aber schon sah er, an der Schwelle zur Küche, während seine Blicke nur auf den Herd gerichtet zu sein schienen, wo seine Herrlichkeiten in feuerfesten Schamottetöpfen gemächlich brodelten, wie die Augen des durch allen Schaden noch nicht klug gewordenen Spielers aufleuchteten. Chiffon zündete sich eine neue Zigarette an. Er konnte ihn allein lassen.

Wenn er dann einige Zeit später, auf den Armen eine wunderbar duftende Platte tragend, in die vorderen Räume zurückkam und dem guten Kind diskret auf die Schulter klopfte, hatte der Mann das mitgebrachte Geld entweder schon wieder verloren, oder aber er antwortete einfach nicht, er dachte nicht an das Zurückzahlen seiner Schuld, denn jetzt war er gerade in einer »positiven Strähne« drin, es war ihm, als schließe er ein gutes, für ihn wirklich vorteilhaftes Geschäft ab, und er glaubte den Anfangsgewinn in dem jetzigen, neuen, zwar äußerlich unscheinbaren, aber umso wertvolleren Rentenmarkgeld noch in der gleichen Nacht verzehnfachen zu können.

In 7 von 10 Fällen verließ das Kind den Spielsaal nicht eher, als bis es durch die Angestellten des Besitzers, durch diese routinierten, mit allen Finessen des Spiels vertrauten Bankhalter unter der Maske anständiger Angestellter, um seinen letzten Pfennig gebracht worden war. Hatte es aber gewonnen, was sich nicht immer vermeiden ließ und was sogar in einzelnen Fällen beabsichtigt war, dann ließen es die Angestellten, in den guten Zeiten prozentual am Reingewinn beteiligt, nicht daran fehlen, den Spieler wegen seines Blicks, wegen seiner Chance, wegen seiner angeblichen Geschicklichkeit, wegen seines untrüglichen »Systems« zu bewundern und ihm in seiner dummen Eitelkeit (»Mensch, dreihundert Rentenmark in einer halben Stunde verdient! Ungelogen! Morgen mehr!«

sagte einmal einer) zu schmeicheln, so dass sie sicher sein konnten, er würde dieses untrügliche System am nächsten oder spätestens am dritten Tage wieder in der »Hera« versuchen und immer wieder auf sein Glück am grünen Tische bauen, bis das Endresultat, so oder so, erreicht war. Wenn die Kinder im Gewinnen waren, wollten sie Bargeld sehen. Ihre Wertsachen interessierten sie dann nicht mehr.

War der Mann aber endgültig »ausgesackelt« oder »abgehäutet« und verlegte er sich aufs Bitten, flehte er um einen neuen Einlösetermin für die Familienwertgegenstände, dann wandte sich ihm der Besitzer mit der freundlichsten Miene zu, er unterhielt sich flüsternd mit dem armen Opfer, hielt dem Kind die Speisekarte vor die Augen, als ob der Unglücksmensch jetzt Appetit auf Hühnchen und Koteletts hätte, er nahm ihn vertraulich beiseite, oft in die leerstehende Telefonzelle. Er schob ihn ab, um die anderen Spieler nicht zu stören und den Essenden im Speisesaal den Appetit nicht zu verderben. Chiffon war reell, war gut. Er hatte Geduld. Er schien dem Bittenden nur allzu gern den Wunsch erfüllen zu wollen. Er nickte dem aufgeregten Menschen mit seinem grauen, wohlduftenden Pomadepopf zu – nur die widerspenstige Zunge wollte nicht ja sagen, es war, als müsste sie sich ihm im Munde verwickeln. Die Zigarette zuckte zwischen den Lippen. Tränen stiegen dem nach Chypre duftenden, dürren Teufel in die wässerigen bläulichen Augen, er stotterte an und kam nicht vom Fleck, sein Gesicht wurde weinrot bis in die Winkel der niedrigen Stirn, es schien, als müsse er, am Lachen? am Weinen? ersticken. Stotternd und den silbergrau glänzenden Kopf schüttelnd über dieses Missgeschick, schob er das große, liebe Kind wieder sachte aus der heißen, dumpfen Zelle heraus, zündete eine frische Zigarette an der alten an und wandte sich von ihm ab. Er trippelte in die Küche und winkte dem armen Teufel mit seiner bräunlichen Hand scheinbar verzweifelt seinen Abschiedsgruß zu, als sei er es, der das Geld und das Pfand verloren hätte. Der Spieler stand dann oft tränenden Auges

da, fasste sich aber meist wieder und hielt sich an das letzte billige und doch so teure Abendbrot, das ihm der Spielbankbesitzer Manfred von G. zubereitet hatte, der ihm nun von weitem zulächelte, verständnisinnig – und mit einer gewissen Gier, denn sich selbst gönnte er nichts Gutes zum Essen. Er vertrug es nicht.

Nach dem Verfallstage sah niemals ein Schuldner sein Pfand wieder. War es etwas besonders Hübsches oder Wertvolles, so kam es oft in die Hände einer reizenden rotblonden, jungen Dame (der besten Charlestontänzerin der Stadt) namens Vera, mit der auch Rudolf D. innig befreundet war und an welcher der Spielbankbesitzer mit einer geradezu hündischen Liebe hing, ohne dass ihm diese Liebe, so schien es, ganz zurückgegeben wurde.

Aber vielleicht schien es nur so. Andere wollten wissen, dass dieses junge schlanke Geschöpf keinem Mann außer dem früh gealterten, unschönen, stotternden Chiffon angehört habe. Wie war das zu vereinigen? Er selbst schwieg auf alle unartigen Anspielungen. Diese Frau mit Geld, Kleidern, Pelzen, Seidenwäsche und Schmuck zu überschütten schien das einzige Motiv des Spielbankbesitzers Manfred von G. für seine fast krankhafte Gier nach Geld zu sein.

Aber wenn man die beiden im Spielsaal I oder II der »Hera« beieinander sah, was selten der Fall war, schien es gerade umgekehrt: Vera, bleich und aufgelöst, sah Manfred mit ihren grünen Augen groß an und bettelte, dann lachte sie und schlug nach ihm mit ihren Handschuhen, dann besann sie sich wieder und maulte in »Babysprache«, biss sich in die schwellenden Lippen ihres kirschrot geschminkten, herzförmigen Mundes. Zum Schluss verstummte sie plötzlich errötend und zitternd, sie versteckte das Köpfchen in dem hochgestellten Kragen ihres kostbaren Pelzes oder in ihrer schwarzweißen Federboa, besonders dann, wenn Bekannte auftauchten, während der grauhaarige, dürre, hämisch

lächelnde Manfred achselzuckend, stotternd und eindringlich flüsternd neben ihr stand, ihre bezaubernd weichen, nackten, kleinen, reich beringten Händchen abwehrend, die aus den weiten, kimonoartig geschnittenen Ärmeln des silbergrauen Pelzes hervorguckten. Bei solchen Gelegenheiten sah der Spielbankbesitzer besonders elend aus, seine Hautfarbe war bräunlich-fahl wie ausgekochtes Rindfleisch. – Vera kam anfangs abends nicht gerne allein in die Spielsäle, oft hatte sie noch eine ebenfalls aufgeregte bettelnde Freundin bei sich. Wie oft hatte man beobachtet, wie diese Frauen ihn flehentlich angingen! Was wollten sie von ihm? Wenn man Manfreds betrübtem Mienenspiel glaubte, war er es, den sie aussaugten.

Ab und zu war in früherer Zeit, um 1919 und 1920 herum, auch der junge Rudolf D. (der des Raubmordes Verdächtige) mit Vera bei dem Spielbankbesitzer gewesen, bevor er auf lange Monate verschwand, während derer er politische Kämpfe mitgemacht haben sollte. Er hatte damals oft hinter verschlossenen Türen im Hinterzimmer lange mit Manfred verhandelt und war dann mit dem Mädchen entweder heiteren oder finsternen Gesichtes fortgegangen. Hatte er Geld verlangt? Das war nicht wahrscheinlich. Hatte er Wertgegenstände als Pfänder zu dem Spielbankbesitzer gebracht? Er spielte hier fast nie.

Oft sah man damals die beiden, Rudolf und Vera, eng aneinander gepresst, aber mit voneinander abgewandtem, erloschenem Blick auf der abgeschabten roten Plüschbank an der Wand des ersten Spielsaales sitzen. Rudolf D.s große Hand trug ein Armband, die kleinen Händchen Veras deren eine ganze Menge. Ab und zu klirrte das Metall, während sie stumm und fest einander an der Hand hielten und auf Manfred von G. warteten. Die bläulichen Augenlider schlugen in den schönen, aber etwas leeren Gesichtern müde über den tiefliegenden Augen. Die zwei jungen Menschen sahen gealtert aus. Gelangweilt gähmend und ihre schönen

mandelförmigen Zähne entblößend, dann wieder seufzend, von innerer Unruhe getrieben und sich dennoch bezwingend, folgten sie mit den Blicken den Wechselfällen des Spieles, ohne sich daran zu beteiligen.

Sie schmiegte sich an ihn, hüllte seine Hände in das geblümete Seidenfutter ihres Mantels ein. Er schrak bei der Berührung auf, rückte von ihr ab, kam zu ihr zurück, als wollte er ihr dankbar sein. Aber er blickte sie nicht an. Ziellos drehte er seine blaugrauen, blitzenden Augen im Kreise.

Endlich wurden sie von dem Besitzer in das Hinterzimmer gerufen. Freudig sprangen sie auf, völlig verwandelt, hemmungslos. Für Manfred schien es ein teuflisches Vergnügen zu sein, sie jedes Mal wieder möglichst lange auf die Folter zu spannen. Womit lockte er sie? Was hatte er ihnen zu bieten? Jungen Menschen, fast noch Kindern, wirklichen Kindern?

IV.

Das Treiben des Spielbankbesitzers Manfred von G. konnte der Polizei nicht unbekannt sein. Und doch ließ sie ihn gewähren. Offenbar schien er mit seinen Gefälligkeiten der Polizei mehr zu nützen, als seinen törichten Opfern, den spielwütigen Spießern und den auf die schiefe Bahn gekommenen Jugendlichen, wie Vera und Rudolf, zu schaden. Wenigstens hatte es ganz so den Anschein und alle Tatsachen sprachen dafür, dass er stets seiner Sache sicher war. In seinen Spielzimmern fanden sich oft Menschen ein, für die sich die Kriminalpolizei einigermaßen interessierte. Intelligenz konnte man Manfred von G. nicht absprechen, er beherrschte mehrere Sprachen fast vollkommen und hatte ein glänzendes Personengedächtnis. So still er anscheinend lebte, hatte er doch Verbindungen mit allen möglichen Kreisen. Nur eine einzige Berufsklasse durfte seine Schwelle nicht betreten, die »Heldenkinder«, das war das Militär und die Freikorps. Er, der oft die unmöglichsten Kerle abfütterte und sie dann seelenruhig an den Spieltischen Platz nehmen und sie ihr letztes bisschen Geld verlieren ließ, wies jeden Menschen, der auch nur entfernt nach Uniform aussah, kalt und bestimmt ab. Er irrte sich in diesem Punkt fast nie. Vielleicht dass das Militärkommando von B. es nicht zulassen würde, wenn Offiziere oder Mannschaften der Reichswehr zu Spielern würden. Man musste dafür sorgen, dass keiner ihrer Angehörigen hier, nahe der Grenze, in Versuchung kam. Im übrigen war die Gesellschaft sehr gemischt, man sah in der »Hera« neben einem dicken, vom Alkohol aufgeschwemmten Apotheker a. D., der sehr oft erschien, auch einen alten, etwas zweifelhaften Arzt, Dr. M., der bereits oft mit dem Gericht wegen des § 218 in Berührung gekommen, aber dank

eines guten Verteidigers immer wieder freigekommen war, und oft von seiner Haushälterin vom Spieltisch weg zu seinen Patienten gerufen wurde – es kamen Journalisten, freilich mehr als Zuschauer denn als zahlungsfähige Hasardeure, Geschäftsreisende ohne Geschäft, Devisenhändler, jetzt leider meist ohne Devisen, Beamte außer Dienst, Vertriebene, Studenten ohne Studium, Gutsbesitzer ohne Gut und Arbeiter ohne Arbeit –, dann aber tauchten neben den regelmäßigen, mehr oder weniger bekannten Besuchern auch namenlose Existenzen auf, gut, oft zu gut für die schwere Zeit jener Jahre gekleidet, Herren, die ihre Unruhe, Angst und Getriebenheit hinter aufgeblasenem, hochfahrendem, arrogantem Benehmen verbargen, Menschen, die wohl ein Monokel hatten, aber kein sauberes Taschentuch, um das Glas zu reinigen, Leute, die möglicherweise aus dem Gefängnis ausgebrochen waren oder denen es bald bevorstand. Auch für diese »namenlosen Existenzen« hatte Manfred von G. einen guten Blick, ebenso wie für Reichswehrangehörige in Zivil und für »Bündische«. Er dankte schön dafür und hielt sich korrekt an seinen ungeschriebenen Pakt, an seine »guten« Kinder. Sie trugen ihm genug; und wenn er über schlechte Geschäfte klagte, hatte es einen feinen Reiz für ihn, sich bemitleiden zu lassen, ebenso wie es ihm einen Höllenspaß bereitete, wenn einer der von ihm Denunzierten beim Verlassen des Lokales ihm besonders herzlich die Hand drückte.

Obwohl sich der Spielbankbesitzer sagen musste, dass eines Tages seine Doppelrolle ans Licht kommen müsse, lieferte er jeden ihm verdächtigen Gast unverzüglich an die Polizei aus. Offenbar bekam er die offizielle Fahndungsliste der steckbrieflich verfolgten Verbrecher von der Polizei regelmäßig zur Einsicht. Dabei war Manfreds Methode ganz naiv. So naiv, dass lange Zeit kein Verdacht auf ihn fiel. Er ließ den verdächtigen Gast sich ruhig am Spieltisch niedersetzen, gab einem seiner Angestellten, dem ältesten, einen Wink, den Betreffenden eher gewinnen als verlieren zu lassen. Indessen trippelte er in die Telefonzelle, ließ, wie um zu zeigen, wie

unverfänglich das Telefongespräch sei, die Türe der Zelle offen und bekam die Nummer des Reviers von dem verbindenden Telefonfräulein auf ein vereinbartes Kennwort. Dann machte er dem diensthabenden Beamten, immer nach einem Code, seine Angaben in ganz exakter Weise, so dass die Polizei nicht nur erfuhr, ob es sich um eine bloß vage verdächtige oder aber um eine steckbrieflich verfolgte »schwere Nummer« (ausgedrückt durch eine Zahl über zehn, z. B. »Zwanziger«, »Dreißiger« usw.) handelte oder um einen aus dem Zuchthaus Ausgebrochenen, genannt »Differenzeinwand« – sondern dass sich die Polizei auch danach richten konnte, ob der Betreffende nüchtern (»Wasserratte«) oder bereits durch Alkohol benebelt war (»Spirituskocher«), ob er allein (»Hagestolz«) oder von einer Kohorte seinesgleichen umgeben in den Klub »Hera« gekommen war (»Kegelklub«), ob er schon abschiedsbereit auf der Schwelle stand (»Lohengrin«) oder ob er voraussichtlich noch längere Zeit im Spielsaal bleiben wollte (»Nachtquartier«).

Manfred von G. war kein schlechter Menschenkenner, seine Angaben waren meist richtig und in ihrer Form oft so erheiternd und (wenigstens für ihn) so komisch, dass die Zelle von seinem kichernden Lachen widerhallte. Wenn die Kriminalpolizei einen solchen Helfer an ihm hatte (er verrichtete seine »Gefälligkeiten« so gut wie freiwillig und lehnte die für die Fahndung ausgesetzten Geldbeträge fast immer zugunsten der aktiven Kripobeamten ab), konnte sie oft darauf verzichten, vier oder fünf Mann hoch in dem Klub zu erscheinen und persönlich die Verhaftung vorzunehmen. Sie konnte sich darauf beschränken, draußen, meist an der nächsten Ecke beim Zeitungskiosk, hin und her zu gehen, den Zeitpunkt abzupassen, den Betreffenden dann zur Ausweisleistung aufzufordern und gegebenenfalls zur Wache zu bringen.

V.

Im Falle des jungen Rudolf D. gelang dies aber alles nicht. Rudolf D. war kurz vor oder nach dem Tod seines alten Freundes spurlos verschwunden. Der Bruder versuchte alles, um ihn zu finden, vergeblich. Aber plötzlich war er eines Nachts im Frühjahr 1925 sehr spät noch im Klub erschienen. Manfred, etwas blasser als sonst, verstand es nicht, und er verstand doch so vieles, fast alles?! War Rudolf Veras wegen gekommen?

Manfred telefonierte. Seine kleinen Augen glänzten. Er und Rudolf, diese zwei alten Bekannten, schienen einander nicht mehr zu kennen. Die Hand hatten sie einander nicht gegeben, sie sahen beide aneinander vorbei. Plötzlich aber gab Rudolf seinem alten Feind einen Wink. Sie tuschelten in der Ecke zwischen der Telefonzelle und dem Ausgang in den Korridor. Manfred ging und kam wieder. Und plötzlich war der große, eben noch so fahle und schlaffe Rudolf wie verwandelt. Er trat von Chiffon weg und unterhielt sich mit seinen Kameraden, aber nur ein paar Worte fielen. Vielleicht bat er sie um Geduld. Still vor sich hinlächelnd begab sich Chiffon wieder in die Telefonzelle. Seine Zigarette füllte die kleine Zelle mit Rauch. Er hustete, er lachte. Er hielt die filzgepolsterte Tür von innen zu. Er sah durch das Fensterchen hinaus, den Hörer beim Sprechen und Lachen und Stottern fest ans Ohr haltend. Vera war noch immer nicht zurück. Rudolf kam an ihm vorbei, unruhig, aber bemüht, sich zu beherrschen. Auch er stieg, nachdem Chiffon sein Gespräch beendet hatte, in die Telefonzelle, er hob den Hörer ab, aber Chiffon sah schärfer, er sah, dass Rudolf mit der einen Hand die Gabel wieder niedergedrückt hatte, so

dass keine Verbindung entstehen konnte und dass er aus der anderen Hand die bewusste »leckere Sache« aufschnupfte. Die Nacht verging.

Chiffon ging mit freundlichem Lächeln zwischen seinen Kindern und seiner Küche umher, er rechnete darauf, dass die Polizei seine gute Botschaft richtig verstanden hatte. Und doch war er, Rudolf, auf dem seit Jahr und Tag der Verdacht in der Mordsache Zollikofer lastete, keineswegs nüchtern, keineswegs eine »Wasserratte«, wie es der Angeber, Chiffon, seiner Behörde gemeldet hatte, er war auch keineswegs allein gekommen, nichts weniger als »Hagestolz«, und er würde auch nicht allein fortgehen, sondern er war von zwei baumstarken Enakssöhnen begleitet, die er sich hierher mitgebracht hatte und die bis jetzt bloß dumm herumgeglotzt, viel gegessen und noch mehr angesichts der billigen »Propagandapreise« getrunken hatten. Da sie nicht spielten und sich manierlich aufführten, so konnte ihnen Chiffon nicht den Aufenthalt verbieten, obwohl er seinen alten Rudolf lieber allein gesehen hätte. Endlich hatte sich Rudolf an den Spieltisch gesetzt, aber an jene Seite, die nach dem Ausgang Ausblick hatte, so dass er Vera beim Eintritt sehen musste. Sie kam aber nicht. Sie verlebte, wie immer von Zeit zu Zeit, einen ganzen ursoliden Abend bei einer verheirateten älteren Kusine.

Inzwischen hatte Rudolf eine Kleinigkeit im Ecarté gewonnen und war dann aufgestanden und hatte noch einmal die Telefonzelle aufgesucht, dann noch einmal an den Tisch zurück, aber schon ohne das Spiel richtig zu verstehen, so dass er jetzt seinen Nachbarn auffiel. Aber Manfred begütigte alle. »Vertragt euch doch, Kinder!« Auch hatte Rudolf sich jetzt mit dem Rücken zur Tür gesetzt. Er schwitzte stark, sein Auge blitzte, er streichelte sich selbst seine Hände, rieb die goldenen Manschettenknöpfe an dem dicken Armbändchen, erhob sich unvermittelt, ging mit seinen langen, sonderbar schnellenden Schritten auf die Toilette und kam nach einer Weile scheinbar ganz ruhig zurück. Das Gesicht war etwas gerötet,

nur die Nase schneeweiß, er zog die Luft tief ein, hielt sich an die Wand gelehnt, starrte vor sich hin. Manfred beobachtete ihn scharf, aber mit der größten Seelenruhe. Auch die zwei Kameraden sahen ihn von der Seite an, wagten ihm aber nichts zu sagen. Sie hielten sich beieinander, sahen jetzt den letzten, aber eifrigsten Spielern über die Schultern in die Karten, flüsterten sich ihre Ansichten über den Verlauf des Spieles zu, was die Spieler mit wütendem Zischen aufnahmen. Beschämt zogen sie sich dann zurück, verlangten noch eine Lage Bier mit altem Korn.

Chiffon hatte, so beschäftigt er schien, die Augen nicht von Rudolf gelassen. Er achtete auch sehr darauf, dass keiner der Spieler, die an dem großen, aufgereggt atmenden Menschen vorbeikamen, ihn aus Versehen anstieß. Denn in seinem Rauschzustand war Rudolf, der immer ein guter Schütze war, der aber in nüchternem Zustande lieber sich mit seinen alten guten Jiu-Jitsu-Griffen aus einer Verlegenheit half, nicht schwer zu reizen. Er »kollerte« dann beim ersten wusste sein alter Bekannter Manfred, aber er hatte vergessen, es bei seinen verschiedenen Unterhaltungen am Telefon der Polizei mitzuteilen.

Endlich kam Vera. Aber Rudolf empfing sie nur mit bösen Blicken. Seine Freunde drängten. Das Lokal war schon menschenleer. Er konnte oder wollte nicht bleiben. Es trieb ihn auf einmal fort.

Sie hielt ihn fest, sie wechselten einige Worte, die ihn sehr zu treffen schienen. Offenbar ging aus ihnen hervor, dass sie jetzt mit Manfred in einer Art Ehe lebte. In seinem jetzt von plötzlichen Zuckungen heimgesuchten Gesicht wechselte der Ausdruck jede Sekunde. Er blickte voll Unruhe hinter sich. Er wollte noch einmal in die Zelle, aber Chiffon hatte sie schon abgeschlossen. Was tatsächlich in Rudolf vorging, war nicht zu erraten. Er nickte mit wusste nicht, nickte er Vera zu oder seinen Freunden. Seine Hand zuckte auch jetzt und das Kettchen klirrte.

Vergebens wollte ihn Vera, trostlos über ihr Zuspätkommen, halten. – Ein hochgewachsener Mensch, blond, ein schönes, wenn auch etwas stumpf und leer gewordenes Gesicht. Breitschultrig gewachsen, mit prachtvoll gewölbtem Brustkasten, aber mit verhältnismäßig kleinem Kopf, den er wie ein auf der Flucht begriffenes Raubtier ruckartig nach rechts und links drehte, ohne das aus den Augen zu lassen, was vor ihm war. Aber war ihm das klar, was er sah? Verstand er es?

Außerordentlich elegant gekleidet, mit fieberhaft glänzenden Augen, so schoss er unvermittelt jetzt endlich zur Haustür hinaus, mit einem Mal begann er wie in höchster Aufregung ebenso leise wie ruhelos zu sprechen und dabei nervös zu gestikulieren. Mit den sich spreizenden und wieder zusammenziehenden Fingern um sich greifend, süffisant lächelnd, ohne Hut und Überrock, die er einem seiner Trabanten zum Tragen gegeben hatte, zog es ihn mit langen, schnellenden Schritten durch die schlecht beleuchtete Straße (die Kommune musste sparen) dahin, zu einem verlassenen Zeitungskiosk, durch dessen Glasscheiben man die Titelseiten der farbigen Magazine, halbnackte Girls und die politischen, aufregenden Schlagzeilen der Zeitungen vom letzten Abend, im Laternenlicht hindurchschimmern sah.

In seiner Nähe, einmal einen Schritt vor, einmal einen Schritt zurück, zappelte sich Vera ab, die Manfred vergeblich bei sich hatte zurückhalten wollen. Vera und Rudolf sprachen gleichzeitig und fast ununterbrochen miteinander, aber es ist später nie ganz genau bekanntgeworden, was der Inhalt des vielleicht sehr wichtigen, aber hastig geführten Gespräches war. Bloß ein Wort vom »Bruder Doktor« wollte Manfred aufgefangen haben, aber der größte Teil des Gesprächs wurde sehr leise geführt. Rudolf schien aus seinen Gefühlen kein Hehl zu machen. Vorwürfe, Liebesworte und unverständliche Wortwitze lösten einander ab. – An der von Manfred mit